

DIE FACKEL

Nr. 28

WIEN, ANFANG JÄNNER

1900

J ahraus, jahrein sind unserer Themis die Augen umhüllt. Wenn aber Übelstände, die alle längst erkannt haben, endlich *schreien*, dann reißt sie erschreckt die Binde weg und schlägt die Hände überm Kopf zusammen: »Man sollt's nicht für möglich halten!« Und dann exzediert sie im Strafen. In all den Jahren, da wir dieses Walten einer Justiz verfolgen konnten, die immer wieder Sündenböcke schießt, hat niemand einen Tadel auszusprechen gewagt. Aber die jüngste Tat unserer strafenden Gerechtigkeit macht den, der länger schweigend zusieht, zum Mitschuldigen. *Juliane Hummel* und ihr Gatte hatten ihr schwächliches Kind mißhandelt. Nachbarn hatten wiederholt die Anzeige gemacht. Die Behörde blieb untätig; endlich raffte sie sich auf, und den unmenschlichen Eltern ward ein Verweis erteilt. Doch das Kind blieb in ihren Händen; und weil sie seinethalben die Schande des Verweises erlitten hatten, begannen sie es zu hassen. Und so wurden die Mißhandlungen häufiger und roher. Der schwache Körper und die gebrochene Lebensenergie hielten nicht stand; die Kleine starb.

Was lag der Justiz vor? Die Schwere der Verletzungen, die das Kind erlitten, ward von den Ärzten festgestellt. Die feindselige Absicht war durch die Aussagen derer, die Zeugen seiner Leiden gewesen waren, konstatiert. Der schweren Körperverletzung, die den Tod zur Folge hatte, oder des Totschlags waren also die Eltern schuldig. Aber bei keiner einzelnen der Mißhandlungen, auch nicht bei der letzten, war die Absicht, durch sie den Tod herbeizuführen, bewiesen. Und wie diese Absicht dem Juristen nicht beweisbar war, so war sie dem Psychologen unwahrscheinlich. Und doch hat der Staatsanwalt die Anklage auf *Mord* vor den Geschwornen erhoben.

Unsere Geschwornengerichte! Urteile, aus denen der gesunde Menschenverstand und ein immer mehr erstarkendes Rechtsgefühl spräche, sollten sie nach den Hoffnungen derer, die sie schufen, fällen. Was treiben sie heute? Teils Klassen—, teils Gefühlsjustiz. Und die zweite ist oft noch schlimmer als die erste. Das Herz dieser Männer, die Väter sind, überquoll von Widerwillen; und wer selbst sein Kind bisweilen hart angefaßt hatte, wollte um so schärfer die Liebe, die züchtigt, vom Haß, der peinigt, scheiden. Das Gefühl überwand die Logik. Wie weit die Verwirrung in den Köpfen ging, hat bald nachher der Prozeß gegen das Ehepaar Kutschera gezeigt, da die Geschwornen die Frage der Absicht, zu töten, den Arzt entscheiden ließen, der hierüber doch nicht als Sachverständiger aussagte, und da der Geschwornenobmann angstvoll um sechzig Prozent Wahrscheinlichkeit bat. — Die Rede des Staatsanwaltes schürte die Erregung; der treffliche Jurist hieß seine haar-scharf unterscheidende Logik schweigen, und in machtvollen Worten strömte sein empörtes Gefühl aus und floß mit dem der Richter zusammen. *Juliane Hummel* und ihr Gatte wurden zum Tode verurteilt.

War nun die Begnadigung zu erhoffen? Wenn dem Juristen das Urteil *gerechtfertigt* dünkte und das Rechtsbewußtsein des Volkes ihm zustimmte, dann war sie ein Fehler. Denn die Todesstrafe ist kein leerer Popanz. Wenn sie *besteht*, dann muß sie in jenen ernstesten Fällen, *wo alle* das Schuldig sprechen, vollzogen werden.

Als das Urteil gefällt war, war ich der Einzige, der in die Öffentlichkeit seine Mißbilligung hinauszurufen wagte. Die Organe der öffentlichen Meinung — ich vertrete nur die meine — stimmten dem Schuldspruch begeistert zu. Die entsetzlichen Schilderungen der Leiden des Kindes, in denen sie sich ergangen hatten, waren ja nicht zum wenigsten die Ursache gewesen, warum er gefällt wurde. Ich sah auch beim ernstesten Anlaß die Sensationslust der Reporter am Werke. Mich ekelte der Anblick der Humanitätsberauschten; aber allzuscharf wollte ich mit ihnen diesmal nicht ins Gericht gehen. Denn heute, wo die Öffentlichkeit des Prozesses nicht in der Zulassung von hundert Zuschauern, sondern in der Veröffentlichung durch die Zeitungen besteht, hat sich das Wesen der Abschreckung, die die Justiz bezweckt, geändert. Nicht so sehr die Strafe, die schließlich verhängt wird, wirkt abschreckend, als vielmehr das Bekanntwerden des Tatbestandes, wie er im Prozeß sich enthüllt. Und nicht sowohl diejenigen, die des gleichen Verbrechens fähig sind, werden abgeschreckt, als vielmehr jene, die, besser geartet, doch bisweilen in Gefahr sind, die Grenze zu überschreiten, hinter der das Verbrechen beginnt. Mancher Mutter, die von den Leiden der Anna Hummel gelesen, mag die Hand, die zum Schlage gegen ein ungeratenes Kind schon ausgeholt hatte, in jenen Tagen zurückgezuckt haben, manche Züchtigung mag milder als sonst ausgefallen sein.

Die Schuld an dem Urteil und seinem Vollzug trägt meines Erachtens nicht die Öffentlichkeit, die ihren erregten Gefühlen nachgab, sie fällt auf die Juristen. Jene kalte Logik, die sie in ihrem Amte stets bewahren mußten, so wie der Chirurg in der schmerzlichsten Erregung über menschliches Leiden einen klaren Kopf und eine ruhige Hand haben muß, um kunstgerecht seine Messer zu handhaben, hatten sie sich nicht erhalten und die Erregung nicht gedämpft.

Was taten aber *jetzt* unsere Zeitungen? Daß sie es zuerst an juristischer Einsicht hatten fehlen lassen, mag ihnen hingehen. Die Männer, die unsere Tagesjournale schreiben, haben nicht die Fähigkeit, die öffentliche Meinung zu leiten; so wurden sie denn von ihr getrieben. Wenn aber die Blätter zuerst das Todesurteil gefordert hatten, dann mußten sie konsequent bleiben und auch seinen Vollzug billigen. Aber da ward die Sensationslust ihrer neuerlich Herr. Welche Gelegenheit, in Schilderungen der Todesqualen eines Weibes zu schwelgen! Und als sie fast darum gekommen wären, weil das Gericht sie erst in letzter Stunde verständigte, welch edle Entrüstung! Feierlich protestierte die 'Neue Freie Presse' dagegen, daß den Reportern nicht Zeit gelassen ward, das große Fest durch stimmungsvolle Berichte vorzubereiten. Zum Glück ward es den Journalen durch »private Beziehungen« — wohl zum Verteidiger — noch rechtzeitig ermöglicht, die letzten Stunden der Verurteilten zu schildern, wenn auch nicht mit der gewünschten Ausführlichkeit. Dafür haben sie sich am nächsten Tage, das 'Extrablatt' allen voran, durch Sensationsberichte über den Hinrichtungsakt entschädigt. Es ist geradezu ungeheuerlich. Man hat längst den Vollzug von Hinrichtungen auf offenem Marktplatze eingestellt, weil er verrohend wirke. Aber während ehemals Hunderte die Prozedur mitansahen, wird jetzt durch die Schilderungen publizistischer Nachrichten die Phantasie von Hunderttausenden krankhaft erregt.

Doch diese Darstellungen waren ja von Humanitätsergüssen begleitet, in denen über die Entsetzlichkeit der Todesstrafe gejammert wurde. Da, wo der entschiedenste prinzipielle Anhänger der Todesstrafe ihre Anwendung im konkreten Falle kritisieren mußte, entrollte man unnütz die Frage ihrer Abschaffung; und die Phrase, die für neu gelten konnte, weil's jetzt die Humanität des 20. Jahrhunderts galt, vertrat wie immer die Stelle der Argumente. Schließlich hat der Obduktionsbefund die Beruhigung gebracht. Wir haben in fettem Druck gelesen, daß bei der Hinrichtung der Kehlkopf vollständig unversehrt blieb, daß kein mechanisches Atmungshindernis eintrat usw. Und so werden wir ja wohl schließlich einsehen müssen, daß die Hinrichtung der Juliane Hummel kein Mord war, sondern bloß schwere Körperverletzung, die den Tod zur Folge hatte. Die Strafe hat der Schuld entsprochen.

* * *

Man war allgemein gespannt, wie sich die 'Neue Freie Presse' zum neuen Jahrhundert stellen würde. Totgeschwiegen konnte es nicht werden. Wohl waren die Herausgeber verstimmt, weil es zwar nicht den Antisemitismus aus der Welt schaffen, aber die »Schmach des Jahrhunderts« unmöglich machen würde, und sie konnten sich nur an die Hoffnung klammern, daß der Verfallstermin der Phrase eventuell noch bis 1901 prolongiert würde. Als aber der deutsche Kaiser mit weithintönender Stimme erklärte, daß das 19. Jahrhundert schon jetzt den Staub von seinen Schuhen schütteln solle, und daß er, »wer was dawider habe, zerschmettern« werde, gab die 'Neue Freie Presse', der Wilhelm II. seit jeher imponiert hat, nach.

Daß im neuen Jahrhundert alles, was sie verschweigt, in Kronen ausgedrückt werde, wußte man bereits; daß die Verrechnung der Pauschalien in den ersten Wochen noch nicht so glatt vonstatten geht, entschuldigte man. Nur ein Novum gab's. Der einzige Teil der 'Neuen Freien Presse', in dessen Text keine Stilblüten gestanden, der *Zeitungsstempel*, war verschwunden. Das plötzliche Wohlwollen, mit dem die Herren Bacher und Benedikt das 20. Jahrhundert begrüßten, erschien jetzt begreiflich. 100.000 Gulden wandern von nun ab jährlich in die Tasche jedes der beiden Herren, die sich mit ein paar sagenhaften Aktionären in den Besitz der 'Neuen Freien Presse' teilen. Der Zeitungsstempel mußte fallen; er war, wie ein Leitartikel des Herrn Bacher acht Tage vorher versichert hatte, eine »Besteuerung der Volksbildung« gewesen. Da der Mann uns aber auch erzählte, daß die Aufhebung dieser Steuer »für das Volk wertvoll« sein werde, so richte ich an den Leser die freundliche Bitte, »Volk« in dem richtiger Sinne aufzufassen. »Volk«, mit der nötigen Betonung ausgesprochen, ist nicht mehr eine Pauschalbezeichnung für viele, sondern eine Bezeichnung für einige bestimmte Pauschalienmänner, die mit heuchlerischem Pathos die Freiheit für Österreich fordern, wenn sie sicher wissen, daß deren Reinertrag ihrer Tasche zugute kommt.

Eine erbärmlichere Komödie ist niemals aufgeführt worden, seit Druckerschwärzer eine gutgläubige Öffentlichkeit betrügen. Warum habe ich mir denn die 'Neue Freie Presse' zum Hauptangriffsobjekt erwählt? Weil ich sie für mehr halte als für eine Zeitung, die ihre Abnehmer mit Nachrichten und Annoncen bedient. Weil mir der Offenbarungsglaube, mit dem unser Bürgertum jede ihrer Äußerungen entgegennimmt, ein alle Entwicklung hierzulande lähmendes Übel scheint. Korrupt ist auch die Presse Deutschlands, Frankreichs und Englands und all der Länder, die kulturstolz an der verheißungsvollen Schwelle eines Jahrhunderts der dreimal gespaltenen Nonpareillezeile stehen. Aber welch ein Unterschied! Die öffentliche Dame, die draußen

öffentlichen Bedürfnissen ohne Widerstand, aber auch ohne große Gefühle dient, kleidet sich hier in das Gewand der Priesterin, die mit Sprüchen der Tugend und Weisheit den entläßt, der bar gezahlt hat. Wenn unsere Presse sich als das gäbe, was sie wirklich ist, als Element der kapitalistischen Weltordnung wohl sein muß, um wie viel besser stünde es um uns! Nicht gilt es, Inseratenbüros zu bekämpfen, Annoncensäulen, die Säulen des »Wirtschaftslebens«, zu untergraben. Wir halten weiter in der geistigen Kultur, wenn wir die heutige erst zum Eingeständnis bringen, daß sie keine ist. Und amerikanische Zustände, denen unsere Journalistik zutreibt, wären ein gesunder Abschluß, dem nur noch die wohlthätigste Reaktion folgen könnte. Wenn der Mann, der jetzt das 'Wiener Tagblatt' gekauft hat, allen Abnehmern und Abnehmerinnen in einem eigenen Auskunfts— und Vermittlungsbüro Rat und Hilfe in allen praktischen Angelegenheiten zu erteilen verspricht, so habe ich gegen solches Treiben, das die Leistung eines geistigen Arbeiters durch Zugabe eines Schadchens und einer Hebamme anziehender macht, viel weniger einzuwenden, als gegen heuchlerische »Männer der Feder«, die das, was sie nicht verschweigen, als unabhängige Meinung ausgeben. Jener würde seine redaktionelle Fähigkeit ohne Frage noch ehrlicher taxieren, wenn er beispielsweise zum Quartalsschluß jedem Leser des 'Wiener Tagblatt' einen Laufteppich spendierte. Aber in allen Fällen ist unverhüllte Spekulation sympathischer als der gleißnerische Idealismus eines großen Börsenblattes, als ein sittliches Pathos, das mit den Händen, und zwar mit offenen, redet. Auch gegen das 'Neue Wiener Tagblatt' bin ich nie allzu heftig gewesen. Es legt täglich ein umfassendes Geständnis seiner Absichten und seiner Beziehungen ab, ist ein Aktienunternehmen, und für den Inhalt seines redaktionellen Teiles übernimmt die Administration keine Verantwortung. Anders steht es mit der 'Neuen Freien Presse', die sich als das große Meinungsblatt gibt, als solches noch immer betrachtet wird und in Wahrheit nur eine Blätterhülle für den penetranten Inhalt des 'Economisten' bildet. Ohne diese unsaubere Stütze, hat noch vor zwei Jahren eine Regierung erklärt, in Österreich nicht regieren zu können; was Wunder, daß räuberische Geldmächte sich die Gunst des Blattes zu sichern eilen, daß vor und nach der berühmten Verlängerung des Nordbahnprivilegs alles, was in Österreich gegen die Taschen der Bevölkerung unternommen wird, unter dem Protektorate der 'Neuen Freien Presse' geschieht. Es gibt keine wirtschaftliche Schändlichkeit, die hier nicht ihre Sanktion gefunden hätte; und wenn heute Österreich, das dem liberalen Schwindelgeist so viele Opfer gebracht hat, in Handel und Wandel nahe dem Ruin steht, so kann man wohl sagen, daß die 'Neue Freie Presse' daran hervorragend — nun, sagen wir: »beteiligt« ist.

Für Dummlinge in Amt und Würden, die die Schäden unserer Öffentlichkeit nicht sehen, aus Bequemlichkeit oder Streberei alles beim Alten lassen, reicht gelinder Spott. Aber Verachtung muß jene weit Mächtigeren treffen, die täglich über die Empfindungen der Masse gebieten, von allen Beschwerden und Bitternissen unterrichtet sind und dennoch die allgemeinen Übel nur nach dem Grade ihrer finanziellen Ertragfähigkeit abschätzen. Das sind die Zeitungsunternehmer. Ihr Handwerk ist jetzt, so sagt man, »von einer lästigen Fessel befreit«. Aber ich weiß, daß es heute in Wien nicht einen aufrichtigen Menschen gibt, der sich nicht mit innerstem Ekel von dem Anblick dieser neuesten Freiheit abkehrte, dieser Freiheit für Österreich, die darin besteht, daß die Bevölkerung den gewissen Kreuzer, das Strafgeld für die Lektüre schlechter Zeitungen, nicht mehr an den Staat, sondern an die Macher dieser Zeitungen bezahlen muß. Nun konnte die Regierung, die so reich gespendet hatte, beruhigt das Porto für Postkarten erhöhen; daß die Zeitungen nicht

»mit dem Preis heruntergehen«, nicht um den Kreuzer, den die Stempelsteuer ausmachte, billiger werden, bereitet ihr wenig Skrupel. Welche Genugtuung an der Schwelle eines neuen Jahrhunderts, welche Errungenschaft für Fortschritt und Zivilisation: Herr Benedikt, Herr Bacher und der Verwaltungsrat der Steyrermühl verdienen jährlich um ein paar hunderttausend Gulden mehr! Und darum ward gekämpft, wie um die heiligsten Güter der liberalen Menschheit. Sie waren alle teuer. Man darf mit dem Preis nicht heruntergehen!

* * *

Die Bemühungen unseres Goluchowski um das Wohlergehen des feisten Schweinezüchtersprossen von Belgrad scheinen jetzt trotz allen offiziellen Dementis ruchbar zu werden, und Doczis Preßknappen müssen den Ruhm unserer auswärtigen Politik laut austrommeln, um die Indignation der mitteleuropäischen Regierungen über das Verhalten Österreichs zu den serbischen Geschehnissen unhörbar zu machen. Milans Sohn — einen stärkeren Ausdruck finde ich nicht — ist am Wiener Hofe empfangen worden, wie kaum der Repräsentant einer dem Habsburgerreiche verbündeten Großmacht. Der Vater von Milans Sohn — eine stärkere Bezeichnung finde ich nicht — darf in Ungarn, nachdem er eben das serbische Volk zur Strecke gebracht, als Gast eines Magnaten dem Jagdvergnügen huldigen. Die Presse aller Staaten gibt ihrer Verwunderung darüber Ausdruck, daß die Monarchie just in dem Augenblicke, da die Empörung über die serbische Wirtschaft aufs höchste gestiegen ist, es für angezeigt erachtet, gastfreundlich den Urhebern so vieler Schmach ihre Pforten zu öffnen.

Unser Goluchowski, dessen hervorragendstes Talent bekanntlich darin besteht, daß er sich »nicht hineinmischt« geht seine eigenen Wege. Vorerst läßt er, um den peinlichen Empfang Alexanders am Wiener Hofe vorzubereiten, durch sein Leibblatt in alle Welt verkünden, daß es ihm gelungen sei, die russische Regierung umzustimmen, ja, daß Rußland »seine Bereitwilligkeit ausgedrückt« habe, mit Milan wieder »normale Beziehungen« herzustellen. Und da ereignet sich, was eigentlich den Empfang Alexanders hätte unmöglich machen, dafür die sofortige Verabschiedung Goluchowskis zur Folge haben sollen. 'Nowoje Wremja', das halbamtliche Blatt des russischen Ministeriums des Auswärtigen, ein Blatt, das dem Grafen Murawiew fast so nahe steht, wie die 'Neue Freie Presse' dem Grafen Goluchowski, erklärt alles für Lüge und Schwindel, erklärt mit vernichtender Bestimmtheit, daß die russische Regierung an ihrer ursprünglichen Auffassung der Lage in Serbien festhalte, daß von einem Nachfolger auf dem Posten Schadowskis in Belgrad »unter den obwaltenden Umständen keine Rede sein könne«, und fügt zu allem noch die höhnische Versicherung, die von Rußland stets befolgte *Nichteinmischung* in die inneren Angelegenheiten Serbiens könne »*durchaus nicht als Beweis einer Sanktionierung dessen angesehen werden, was sich in Serbien in der letzten Zeit ereignet hat*«; es seien dieserhalb sogar seinerzeit von Rußland in Belgrad Vorstellungen gemacht worden. So weit Graf Murawiew; die Höflichkeit aller Sänger des Goluchowski'schen Ruhmes schwieg davon. Dem Minister fuhr bei dieser kalten Dusche der Schrecken in die Glieder, aber da Alexander bereits auf der Fahrt nach Wien, in Wien alles zu seinem Empfang vorbereitet war, blieb unserem Goluchowski nichts anderes übrig, als auf den Bahnhof zu eilen und durch zitternde Knie beim Honneursmachen Verständnis für die russische Balkanpolitik zu markieren. Noch verzweifelte er nicht. Es gab ja *eine* Entschuldigung für das beispiellose Wagnis, den Kaiser einem

so unliebsamen Besuche auszusetzen. Flugs ließ er durch die Pressfreunde in Wien und Pest den großen Zweck dieser Entrevue enthüllen. Wurde er nicht erreicht, so war wenigstens die Absicht eine edle, wenn auch die Blamage eine größere. Alexander würde, hieß es, sofort nach seiner Rückkehr den in Kerkernacht verendenden Opfern Milan'scher Rachsucht Amnestie gewähren. Und nun konnte man leichten Herzens den jungen Herrn mit dem Kneifer ins Burgtheater zum »Verschwender« führen und ihn dort bei erhöhten Eintrittspreisen sehen lassen

Ja. Alexander würde. Aber Milan wird nicht. Ohne ein Lösegeld von mehreren Millionen werden wir die armen »Hochverräter« nicht befreien können, nicht Serbien von dem Ex—König. Umso rascher werden wir von Herrn Goluchowski befreit werden. Er hat Österreich bloßgestellt, hat sich die schärfste Zurückweisung der russischen Regierung geholt und wird, wenn nicht in der allernächsten Zeit der Wiener Aufenthalt Alexanders seine Erklärung findet und das Klirren von hundert fallenden Ketten zu uns herüberdringt, mehr als sich und das Ansehen des Staates exponiert haben.

* * *

Der wahre Grund der Festigkeit des Dreibundes.

Die Berliner 'Kreuzzeitung' brachte dieser Tage einen Artikel, in dem sie nach heftigen Ausfällen gegen die slawische Politik die Behauptung aufstellte, daß dasjenige, »was Österreich—Ungarn zusammenhält, heute nächst der Dynastie die Zugehörigkeit zum Dreihund« sei. Diese Insinuation nahm nun das Wiener 'Vaterland' nicht ruhig hin und antwortete mit einem nicht minder polemischen Artikel, der die Chiffre »S—B.« trug und für dessen Autor deshalb vielfach der Präsident des Verwaltungsgerichtshofes, Graf Schönborn, gehalten wurde. Der Verfasser wirft der Kreuzzeitung' einen »Mangel an Logik« vor, »der uns versöhnen könnte, weil er fast erheiternd wirkt«, und schreibt dann wörtlich: »Wenn die 'Kreuzzeitung' meint, das, was Österreich—Ungarn zusammenhält, sei ... die Zugehörigkeit zum Dreibund, so vergißt sie, daß Österreich—Ungarn vor dem Dreihund auf der Welt war, daß der Dreibund nur durch den Beitritt unserer Monarchie ermöglicht worden, seine Fortdauer nur durch das fernere Verbleiben Österreich—Ungarns gesichert ist. Es ist also der Dreibund, den Österreich—Ungarn, im Vereine mit den beiden anderen Faktoren, zusammenhält, nicht umgekehrt!« Das 'Vaterland' hat ohne Frage recht, ja man kann sagen, daß es einen Überfluß an Logik entwickelt, der uns versöhnen könnte, weil er fast erheiternd wirkt.

Seine Methode läßt sich auch auf den Dualismus anwenden: Ungarn z. B. war vor dem Dualismus auf der Welt, der Dualismus ist nur durch den Beitritt Ungarns ermöglicht worden, seine Fortdauer nur durch das fernere Verbleiben Ungarns gesichert. Es ist also der Dualismus, den Ungarn, im Vereine mit dem andern Faktor, zusammenhält, nicht umgekehrt ... Aber auch das Abonnement des 'Vaterland' läßt sich nach dieser Methode erklären: Die menschliche Dummheit war vor dem Abonnement des 'Vaterland' auf der Welt, das Abonnement auf das 'Vaterland' ist nur durch die menschliche Dummheit ermöglicht worden, seine Fortdauer nur durch die Erhaltung der menschlichen Dummheit gesichert. Es ist also das 'Vaterland' das durch die menschliche Dummheit erhalten wird. Hier aber könnte auch das Umgekehrte der Fall sein.

* * *

Geehrter Herr Redakteur! Anschließend an die Ausführungen des Professors Karl Adler zum Urteile des Wiener Handelsgerichtes in Sachen der Creditanstalt erlaube ich mir auf die Auseinandersetzung aufmerksam zu machen, welche *Dr. Franz Klein* in seinen soeben erschienenen »Vorlesungen über die Praxis des Zivilprozesses« über »das rechtliche Interesse an der alsbaldigen Feststellung« gibt.

Es heißt daselbst S. 195: »Das Interesse muß ein rechtliches, aber nicht notwendig ein vermögensrechtliches, nicht einmal ein privatrechtliches sein; zur Feststellungsklage berechtigt auch ein strafrechtliches, prozeßrechtliches, eventuell ein verwaltungsrechtliches Interesse. Das vermögensrechtliche Interesse wird sich fast immer als wirtschaftliches, finanzielles Interesse geben. Letzteres steht nicht etwa im Gegensatze zum rechtlichen Interesse, es ist nicht einmal eine besondere Gattung des rechtlichen Interesses, sondern nur eine Umrechnung der juristischen in die ökonomische Währung, die Projizierung des Rechtsanspruches auf die Wirtschaftssphäre. *Wer legitime Geldinteressen an der alsbaldigen Feststellung nachweist, hat ein rechtliches Interesse dargetan.*«

Klarer kann wohl nicht ausgesprochen werden, daß der Unterschied, welchen das Handelsgericht zwischen »rechtlichem« und »wirtschaftlichem« Interesse des Aktionärs konstruiert, dem Zivilprozesse fremd ist.

Das Gesetz gibt also dem Richter die Waffe gegen das Unrecht in die Hand, und wenn er sie nicht benützt, so handelt er gegen den Geist des Gesetzes.

Ein Wiener Richter.



EIN PRINZIPIELLER GEGNER ÖFFENTLICHER KORRUPTION.

Mitte Oktober bot mir Herr Dr. Saul Rafael Landau einen Artikel über die Slobudka—Affäre des gewesenen galizischen Landsmannministers Jedrzejowicz an. Der Artikel war teilweise entwertet, denn am 14. Oktober hatte Herr Dr. Heinrich *Kanner* in seinen Wochennotizen in der 'Zeit' die Angelegenheit zur Sprache gebracht und den Hergang im wesentlichen konform den Mitteilungen des Dr. Landau geschildert. Eines aber hatte für mich Interesse. In Dr. Kanners Darstellung war jede Bezeichnung der schuldigen Personen sorgfältig vermieden. Dafür enthielt sie eine jener Pauschalverdächtigungen, die man sonst nur in antisemitischen Blättern niederer Kategorie zu lesen gewohnt ist. Der Minister habe an »reiche Juden« das Ansinnen gestellt, ihm sein Gut behufs Errichtung einer jüdischen Ackerbauschule mit den Mitteln der Baron Hirsch—Stiftung abzukaufen. »Gewissen reichen Juden« die die »lka« zum Ankauf von Slobudka lesna bewogen hätten, habe die Gunst des Herrn v. Jedrzejowicz ein Opfer von 100.000 Gulden aus ihrer eigenen Tasche wert geschienen; diese Summe habe »unter den reichen Juden« subskribiert werden sollen. Der Artikel des Dr. Landau gab nun Aufschluß darüber wer diese reichen Juden waren, die sich so bereit zeigten, Stiftungsgelder nebst einer aus der eigenen Tasche zu zahlenden Superprämie einem bankerotten

Minister zuzuwenden. Und mir schien, daß die Öffentlichkeit ein Interesse daran habe, diese Namen kennen zu lernen. Dazu kam noch eines: Herr Dr. Landau teilte mir mit, daß Herr Kanner seine Informationen widerrechtlich benützt habe. Ich ließ mir den Sachverhalt genau erzählen und fand, daß hier ein Eingriff in das literarische Eigentum vorliege; wohlvertraut mit den laxen Sitten, die in unserer Journalistik in Bezug auf literarisches Eigentum herrschen, erachtete ich es als sehr löblich, daß endlich einmal ein Schriftsteller zur energischen Geltendmachung seiner Rechte sich aufschwinge. Dabei wollte ich ihm meine Hilfe nicht versagen. Und so gestattete ich Herrn Dr. Landau, dem Artikel, der wichtige Tatsachen, die die Öffentlichkeit angehen, enthielt, eine Besprechung seiner persönlichen Angelegenheit, in der er bereits die Klage überreicht hatte, beizufügen.

In der jüngsten Nummer der 'Zeit' veröffentlicht nun Herr Kanner einen Brief des Dr. Landau, in dem dieser die gegen den Herausgeber des Blattes erhobenen Beschuldigungen zurückzieht, nachdem er vorher schon die Strafanzeige zurückgezogen hat. Im Anschlusse daran stellt Herr Kanner den wahren Sachverhalt dar, den ich auch meinen Lesern nicht vorenthalten will. Am 28. September hatte Dr. Landau dem Herausgeber der 'Zeit' einen Artikel über die Slobudka—Affäre angeboten. Herr Kanner teilte ihm sofort mit, daß er von der Sache bereits wisse und sie zur gelegentlichen Bearbeitung in der 'Zeit' in Vormerkung genommen habe. Wie man aus Nr. 20 der 'Fackel' weiß, hatte nämlich Dr. Kanner eine kurze Notiz im 'Deutschen Volksblatt' gelesen, war aber noch nicht in der Lage gewesen, Näheres zu erfahren. So erklärte er sich denn bereit, Landaus Manuskript entgegenzunehmen und zu prüfen, um es eventuell in der 'Zeit' abzdrukken. Am 4. Oktober erhielt er es und erfuhr daraus, daß der Sektionschef Gniewosz zweimal den Anschlag auf die jüdischen Wohltätigkeitsinstitute vereitelt habe. Was lag also näher, als sich an diesen Mann zu wenden, um an den von ihm erlangbaren Informationen die Richtigkeit der Darstellung des Dr. Landau zu prüfen? Das hat der Herausgeber der 'Zeit' denn auch getan. Aber *»ehe er noch mit seinen Recherchen zu Ende war,* verlor Dr. Landau die Geduld und verlangte am 11. Oktober sein Manuskript zurück«, das ihm auch noch am selben Tage übersandt wurde. Und nun zeigte Herr Kanner, der das Manuskript sieben ganze Tage in Händen gehabt hatte, daß ein Journalist, wenn es nötig ist, auch rasch arbeiten kann. Am darauffolgenden Tage, dem 12. Oktober, hatte er seine Recherchen bereits beendet und eine längere Notiz über die Slobudka—Affäre niedergeschrieben. Diese Notiz publizierte er in der von Samstag 14. Oktober datierten Nummer der 'Zeit', die tatsächlich bereits am Freitag den 13. d. M. ausgegeben wurde, also spätestens am 12. fertiggestellt sein mußte. *»Die pikanten Details gegen die Herren v. Rothschild, v. Gutmann usw., die Herr Dr. Landau beibrachte«,* fehlten; die Mitteilungen des Herrn v. Gniewosz hatten einen öffentlichen Angriff gegen die genannten Herren nicht gerechtfertigt. Das ist nun der einzige Punkt, der in Herrn Kanners Darstellung unklar bleibt. Hat der Sektionschef andere Personen als Schuldige bezeichnet, deren Namen dann in der 'Zeit' verschwiegen wurden? Oder hat er den Dr. Kanner wirklich dahin *»informiert«,* daß *»die reichen Juden«* das alles getan hätten? Sei's wie es sei, Herr Kanner entschloß sich, den *»reichen Juden«* in corpore Schuld zu geben. Daß sie etwa in corpore berichtigen würden, war ja nicht zu befürchten.

Mit dieser kurzen tatsächlichen Feststellung ist die ganze Angelegenheit erledigt. Nur für eine Gruppe von Personen hat sie noch Interesse: Für die regelmäßigen oder gelegentlichen Reporter, die unsre Zeitungen mit Nachrichten versehen. Wenn nämlich dasjenige, was Herr Dr. Kanner getan

hat, kein Eingriff in die Rechte des geistigen Eigentums ist — und daß es keiner ist, hat die Staatsanwaltschaft bereits erkannt —, dann entbehren diese Leute jedes Rechtsschutzes. Und wenn es nach den Begriffen von journalistischem Anstand keine Illoyalität ist, dann sind sie nicht einmal durch die Sitte geschützt. Denn da Zeitungen wichtige Informationen regelmäßig überprüfen, d. h. sich vor der Veröffentlichung bei jenen Personen, die der Sachlage nach Auskunft zu geben imstande sind, erkundigen, können sie sich bei der nachherigen Publikation stets darauf berufen, daß sie die Informationen aus erster Hand benützt haben. Und da der Wert von Nachrichten wesentlich darin besteht, daß man sie zuerst gebracht hat, sind die Zeitungen imstande, die Mitteilungen des Reporters zu entwerten, wenn sie die Angelegenheit ihren eigenen Informationen gemäß veröffentlichen, bevor der Reporter Zeit gehabt hat, den zurückgewiesenen Artikel anderweitig unterzubringen. Und dies hat jedenfalls Herr Kanner dem Dr. Landau gegenüber getan. Da aber die Reporter die wichtigsten Mitarbeiter unserer Zeitungen, deren eigentliche geistige Nährväter sind, ist es bedauerlich, daß so Recht wie Sitte ihnen den Schutz versagen.

Und nun noch eine persönliche Abrechnung mit Herrn Kanner. Ich habe ihn in der 'Fackel' oft genug, für seine Bedeutung, könnte man meinen, sogar zu oft angegriffen. Aber sein Gedächtnis oder sein Verständnis führen ihn irre, wenn er behauptet, daß fast jede Nummer der 'Fackel' mit Verdächtigungen seiner *Ehrenhaftigkeit* aufgeputzt sei. Nein, seine persönliche Integrität habe ich nie bezweifelt, sie zu bezweifeln nie ein Interesse gehabt. Auch den Vorwurf des Plagiats habe nicht *ich* gegen ihn erhoben. Vielmehr wollte ich zuerst bloß den Artikel über Slobudka lesna abdrucken und trug bezüglich des Zusatzes über die 'Zeit' Bedenken. Erst als Dr. Landau mir ausführlich den Vorgang schilderte und in Gegenwart eines Zeugen, der ein langes Verhör mit ihm anstellte, ehrenwörtlich die Richtigkeit seiner Angaben beteuerte, fand ich, daß hiernach tatsächlich einem Schriftsteller Unrecht geschehen war, und entschloß mich, seinen Appell zu veröffentlichen. An der Korrektheit des Dr. Landau konnte ich nicht zweifeln, da ihn Herr Kanner, sein langjähriger Bekannter, wiederholt und durch Entgegennahme seines Aufsatzes über Slobudka neuerlich zur Mitarbeit an der 'Zeit' herangezogen hatte, und diese Mitarbeiterschaft an der vornehmen Revue mir als genügendes Leumundszeugnis für den mir persönlich nicht näher bekannten Mann gelten mußte. Schließlich konnte der Vorwurf eines Plagiats mich, an dem Herr Kanner zur Zeit, da ich — ach! — Chroniqueur der 'Wage' war, so eine Art Witzplagiat begangen hatte, auch nicht so gänzlich absurd dünken. Aber darum zweifelte ich noch nicht an seiner Ehrenhaftigkeit. Ich fand nur begreiflich, daß Herr Dr. Kanner, der seine Karriere bei der 'Sonn- und Montagszeitung' des Herrn Scharf begann und bei dem Börsenblatte, das im Deutschen Reiche die Rolle unserer 'Neuen Freien Presse' spielt, der 'Frankfurter Zeitung', fortsetzte, aus solcher Schule auch keine strengeren Begriffe von journalistischer Loyalität mitgebracht hat, als die den meisten seiner Kollegen eignen.

Der Grund der häufigen Angriffe der 'Fackel' auf Herrn Kanner ist ein anderer. Wenn ich der Öffentlichkeit über die Personen, die unsere Korruptionspresse leiten, das rechte Urteil beizubringen, ihr den Wert der persönlichen Ehrenhaftigkeit der Journalisten klarzumachen suche, kann ich die Gefahr nicht verkennen, daß eine antikorruptionistische Öffentlichkeit diesen Wert auch überschätzen, daß bloße Anständigkeit unbedeutenden Geistern eine Macht verleihen könne, die dem allgemeinen Wohl höchst abträglich ist. Denn fünfmal unter zehnmal wird der begabte und korrupte Politiker dem anständigen, aber unbegabten gegenüber Recht behalten. Schließlich hat in un-

serem öffentlichen Leben die schwache Logik kaum minderen Schaden gestiftet als der schwache Charakter. So wie ich also unter den Vertretern der Korruptionspresse den begabtesten als typische Persönlichkeit herausgreifen muß, um darzutun, welches Unheil auch der beste Kopf, den ein verderbtes Herz lenkt, anzurichten vermag, so muß ich unter den nichtkorrupten Persönlichkeiten der Presse die unbegabteste zum Gegenstand meiner Angriffe wählen, um darzutun, welches Unheil auch der anständigste Charakter, für den ein unbedeutender Kopf denkt, zu stiften imstande ist. Eine solche typische Persönlichkeit scheint mir aber Herr Kanner; er ist ein Politiker, dem jeder Blick in große Zusammenhänge versagt ist; so wie für die anständigsten unter seinen Landsleuten, den galizischen Juden, das Geschäft, so erschöpft sich für ihn die Politik in einer Reihe von kleinen Kniffen, Schlauheiten, Übervorteilungen, die sich eben noch an der Grenze des Rechts halten, taktischen Maßregeln, wie er sie nennt. Aber die Belehrungen, die er der Reihe nach den verschiedensten Parteien gegeben hat, dienen keinem klar erfassten Ziel. Er, der für rein parlamentarische Regierungen eintritt, hat nicht erkannt, daß die Ministerien Badeni und Thun, auch wenn sie zum § 14 griffen, nicht absolutistische, sondern Majoritätsregierungen waren. Und als Graf Clary das Staatssteuer mit linker und linkischer Hand ergriff, hat er gejubelt, weil er den Sieg des Parlamentarismus gekommen glaubte, wo in Wahrheit der Absolutismus die Macht der Majorität und mit ihr die des Parlaments zu brechen versuchte. Freilich, als in der dritten Dezemberwoche die Demission des Ministeriums Clary unmittelbar bevorstand, kam ihm endlich die rechte Erkenntnis, und damals hat er der Auffassung, die ich hier neuerlich ausgesprochen habe und Wochen vorher in zwei Artikeln entwickelt hatte, in einem Epilog Ausdruck gegeben. Bezeichnend genug: Diese späte Weisheit ist nicht in der 'Zeit', sondern in der 'Frankfurter Zeitung' ausgesprochen worden. Aber nicht nur das Tun der Regierungen, sondern auch das Wesen der Parteien, denen er gegent, hat Herr Kanner nie verstanden. So mußte er aus dem publizistischen Wortführer der Jungtschechenpartei, die er niemals richtig beurteilt hatte, weil er die Struktur der tschechischen Kleinbourgeoisie, die diese Partei vertritt, nicht kennt, ihr schärfster Gegner werden. Und so ward er aus dem Bekämpfer des Herrn v. Plener der Anwalt der deutschen Fortschrittspartei, in der die Traditionen jenes Politikers fortleben; wenn diese Herren zur Macht gelangen werden, wird ihm eine Enttäuschung, wie er sie bei den Jungtschechen erfahren hat, nicht erspart bleiben. —

Und ebenso kleinlich, wie den entscheidenden Kampf der Parteien, der nicht erst seit drei Jahren, sondern seit Taaffes Sturz Österreich erschüttert, beurteilt Herr Kanner die Personen. So kleinlich, wie er erst Plener, dann Kaizl kritisiert hat, kritisiert er jetzt Herrn v. Wittek. Da ich kürzlich über die Angriffe der 'Zeit' auf den nunmehrigen Vorsitzenden im Ministerrat geschrieben hatte und ein Freund des Herrn Kanner mir versicherte, daß der wahre Grund der Bekämpfung Witteks durch Herrn Kanner das seinerzeitige Verbot der Beförderung der 'Frankfurter Zeitung' auf den österreichischen Bahnen sei, habe ich nicht glauben wollen, daß so läppische Rücksichten ein politisches Urteil bestimmen können. Aber jetzt hat Herr Kanner in der 'Zeit' niedergeschrieben, was mir sein Freund versichert hatte. Nun, ich erkenne an, daß der Eisenbahnminister ein bedenkliches Mittel gewählt hat, um die 'Frankfurter Zeitung' zu bestrafen. Aber Herr Kanner, der doch wohl weiß, daß diese Strafe nicht *seinem* politischen Mute, sondern einer niederträchtigen Beschimpfung des Andenkens der toten Kaiserin von Österreich galt, mußte ja begreifen, daß man sich betreffs der Strafmittel nicht eben wählerisch zeigte. Das politische Verhalten eines Mannes von der Bedeutung Wit-

teks wird aber außer dem Korrespondenten der 'Frankfurter Zeitung' niemand nach diesem Vorfall richten wollen. Wenn Wittek kein anderes Verdienst hätte, als daß er öfter Herrn Taussig unangenehm geworden ist, müßte ein Blatt, das reine wirtschaftliche Absichten hat, müßte Herr Kanner die rüde und gehässige Tonart, in der er schon das Ministersein an sich angreift, vermeiden.

In der Wahl der Waffen, mit denen er seine politischen Gegner bekämpft, zeigt der Herr sich nicht allzu peinlich. Ja man kann ihm, der über »leere Verdächtigungen« sich so erhaben fühlt, den Vorwurf nicht ersparen, daß er für ethische Niveauunterschiede keinen Maßstab hat und deshalb Männern, die gewiß nicht minder darüber erhaben sind, seinerseits mit leeren Verdächtigungen zu schaden sucht. Seines Verhaltens gegen Maximilian Harden will ich hier nicht gedenken: da sprach aus den Spalten der 'Zeit' der ingrimmige Haß, den die 'Frankfurter Zeitung' — wie alle ihresgleichen — gegen den ersten deutschen Publizisten hegt. Aber hat Herr Kanner nicht gegen den Führer der österreichischen Sozialdemokratie die leere und niedrige Verdächtigung ausgesprochen, daß er einer Verwandtschaft mit Hofrat Halban zuliebe die politische Haltung der Partei in einem Sinne beeinflusse, der den Wünschen der Auftraggeber Halbans entspreche? Und hat er nicht in der bekannten Art kleingeistiger Unentwegtheit, die eine Statistik für »Gesinnungswechsel« bei größeren führt, Victor Adler gehöhnt, weil er entdeckte, daß der Sozialdemokrat von dem deutschnationalen Linzer Programm, das er vor achtzehn Jahren mitunterzeichnet, abgefallen sei?

Ich sage, Herr Kanner ist ein engherziger Politiker — und darum bekämpfe ich ihn —, aber ein persönlich ehrenhafter Mann. Und schließlich kann er doch den politischen Kampf nicht immer so führen, wie er vielleicht gern möchte. Er muß sich ja beständig gegenwärtig halten, welche Rücksichten ihm seine Stellung als Herausgeber einer vornehmen Revue auferlegt. Ich aber, der, wie Herr Kanner mir neulich freundlich bestätigt hat, ein »Schmähblättchen,« herausgibt, bin natürlich von solchen Rücksichten frei. Und so habe ich denn schon öfter geschmäht, wo Herr Kanner Besonnenheit und ruhige Zurückhaltung bewahrte. Ich habe Herrn Krupp geschmäht, als er unlängst seine Arbeiter für den Ausfall des Taggeldes durch eine patriotische Gesinnung zu entschädigen suchte; Herr Kanner, Herausgeber der vornehmen Revue, ist damals, um nicht in den Verdacht der Schmählust zu kommen, mit einem Inserat der Metallwarenfabrik in Berndorf über die Sache hinweggegangen. Ich habe die Creditanstalt geschmäht, als sie in einer sonderbaren Generalversammlung den Beschluß faßte, ihren Gründern einen Millionenprofit zuzuschancen. Die 'Zeit' hat, um ihre Herausgeber vor dem so naheliegenden Verdacht der Schmählust zu bewahren, bei dieser Gelegenheit rasch einige größere Inserate über die Creditanstalt veröffentlicht, die ein gelinder Tadel im textlichen Teile stimmungsvoll begleitete. Daß die 'Fackel' anlässlich der Slobudka—Affäre bloß die Rothschild, Gutmann und andere namentlich angeführte Finanzkünstler geschmäht hat und daß Herr Kanner mich diesmal übertrumpfte, indem er »die reichen Juden« überhaupt schmähte, habe ich schon einmal billigerweise zugestehen müssen. Aber wie rasch hat er auch diese alle anonymen Korruptionsmänner umfassende Schmählust bereut! Ich, unbesonnen wie ich bin, schmähe die Südbahn, da das Elend des ausgebeuteten Personals zum Himmel schreit, da verbrecherische Fahrlässigkeit das Leben von Tausenden gefährdet. Herr Kanner, der einsieht, daß des Unglücks schon genug geschehen und daß es nicht nötig ist, sich überdies noch dem Verdacht der Schmählust auszusetzen, bringt in seinem Blatte auch nicht ein Wörtchen über das Unerhörte, das die Wiener Bevölkerung in diesen Tagen

so mächtig aufgerüttelt hat. Nicht ein Wörtchen? Oh, doch: — auf der dritten Seite des Umschlags der vom 6. Jänner datierten Nummer der 'Zeit' einen Fahrplan der k. k. privilegierten Südbahngesellschaft, auf dem Abfahrt und Ankunft der Züge mit einer Pünktlichkeit verzeichnet sind, die auf der ganzen Linie der Südbahn seit Monaten nicht mehr erlebt ward. Herr Kanner ist ein ehrenwerter Mann, und für den Inhalt des Inseratenteiles übernimmt die Redaktion keine Verantwortung. Ferne liegt es mir, das Stummsein im Text mit dem beredsamen Inhalt des Annoncenteiles in irgendeinen unlauteren Zusammenhang zu bringen. Aber wenn ich auch vollauf überzeugt bin, daß solch unglückliches Zusammentreffen purer Zufall ist, so erkläre ich doch frank und frei, daß ich das Fehlen jedes schmähenden Wortes gegen die Südbanditen an sich, an sich die Aufnahme eines Inserats in so kritischer Zeit für ungebührlich und einer sozialpolitischen Revue unwürdig halte. Herr Kanner ist ein Gegner der Korruption, aber er kann sie nicht schmähen hören. Gut denn. Hat Vornehmheit dem Redakteur Zurückhaltung geboten, so mußte er, dem doch in einer Wochenzeitung der Administrator nicht unerreichbar ist, die Annahme eines Geldbetrages inhibieren, der ohne Frage von der Südbahnverwaltung als Bestechungssumme angeboten war. Noch einmal wiederhole ich, was ich so oft schon gesagt: Hat eine Bahndirektion ernstlich die Absicht, durch eine kleine Wochenschrift einen Fahrplan zur Kenntnis des Publikums zu bringen? Und ich füge hinzu: Ist es nicht ein trauriger Rehabilitierungsversuch, den hier die 'Zeit' an einer Bahnverwaltung unternimmt, gegen die soeben die allerschwersten Anklagen von einer ehrlichen und schmählustigen Publizistik erhoben worden sind? Kein Mensch mehr hatte daran gedacht, keiner mehr gewünscht, daß die Südbahn noch einen Fahrplan besitze, und nun kommt das Blatt des Herrn Kanner und will uns einreden, daß ein Zug der Südbahn um 8 Uhr 25 Minuten von Wien abgehe, um 9 Uhr 28 Minuten früh in Triest ankomme, und zählt alle Stationen auf, die die Züge anstandslos durchlaufen, ohne daß im Inserat auch nur angedeutet wäre, wann zwischen der einen und andern das und jenes passiert ...

Herr Kanner nennt sich in dem Artikel, in dem er die 'Fackel' »Schmählättchen« nennt, einen »prinzipiellen Gegner öffentlicher Korruption«. Daß ich der Herausgeber eines Schmählättchens bin — schon durch das kleine Format unterscheidet es sich von der 'Zeit' —, nehme ich mit dem Stolze, den die Anerkennung eines Mannes wie Kanner weckt, zur Kenntnis. Aber noch fehlt mir die nötige Abgeklärtheit. So bin ich denn — ungebärdig, wie die Jugend schon ist — noch nicht prinzipiell, sondern nur in *jedem einzelnen* Fall ein Gegner öffentlicher Korruption.



Ein Vorstädter. Wie das mit dem Jubiläumstheater und der Wiener Presse ist? Vielleicht habe ich noch mancherlei darüber zu sagen. So viel für heute: Dies »Parteitheater« hat bisher nicht ein Hundertstel von dem erfüllt, was — die Stücke eines Herrn Buchbinder für den Antisemitismus leisten. Das Repertoire—Inserat in der Weihnachtsnummer der 'Neuen Freien Presse' war gewiß auffallend. Das Blatt hatte sich aus natürlicher Abneigung gegen die Absichten und das Programm des Theaters bisher geweigert, das Re-

pertoire wie das der anderen, »liberalen« Theater, gratis abzdrukken. Herr Müller—Guttenbrunn fand lange Zeit kein Mittel, den Widerstand zu brechen. Endlich verfiel er auf das nächstliegende: er zahlte. Auch den Annoncen von Köchinnen, die nur zu christlichen Herrschaften kommen wollen, auch Reklamen für Seebäder, die nur christliche Kurgäste aufnehmen, war die tolerante Administration des Blattes bisher nicht unzugänglich. Nun hat sich das Jubiläumstheater auf kurzem Wege »Beachtung« verschafft. Bei größeren Insertionsaufträgen erfolgt lobende Erwähnung im »Hauptblatt«. Das möge Herr Müller—Guttenbrunn bedenken, wenn er endlich auch ein günstiges URTEIL über sein Theater erreichen will. Die Antisemiten kennen nun den Weg, die 'Neue Freie Presse' für sich zu gewinnen. Wer vom Rathaus in die Fichtegasse gelangen will, muß die Wollzeile passieren.

Diese Antwort war in der letzten Nummer der 'Fackel' enthalten. Nun sendet mir der Direktor des Jubiläumstheaters, Herr Adam Müller—Guttenbrunn, folgendes Schreiben:

Wien, am 7. Jänner 1900.

Sehr geehrter Herr Kraus! Sie haben da etwas Schönes angerichtet mit Ihrer Erörterung meiner Beziehungen zur 'Neuen Freien Presse' in Nr. 27 der 'Fackel', und ich weiß nicht, soll ich Ihnen böse sein, oder soll ich lachen über Ihren allmächtigen Einfluß auf die Entschliefungen dieses Blattes und mir denken: was der Fackelmann diesmal verdorben hat, das kann er vielleicht später einmal wieder einrenken.

Die 'Neue Freie Presse' hat das Kaiserjubiläums—Stadttheater als »antisemitisches Hetztheater« stigmatisiert, ehe es geboren war, und als es eröffnet werden sollte, da brachte sie Alarmnotizen über den mißlungenen Bau. Die Brüstungen unserer Galerien waren ihr zu nieder, die Treppen dem Einsturz nahe etc. Da unser Haus aber trotz alledem eröffnet wurde und am ersten Abend, obwohl es ausverkauft war, nicht einstürzte, half sich die 'Neue Freie Presse' mit der Verschweigung unseres Theaterzettels und unseres Spielplanes. Ab und zu wurde zwar ein Stück kritisiert, aber fragt mich nur nicht, wie!? Im übrigen herrschte in ihren Spalten das Schweigen des Grabes über unsere Existenz.

Daß mir dieses Verhältnis eines »vielgelesenen« Blattes zu unserem Theater nicht angenehm war, kann sich jedermann vorstellen — aber ich tat keinen Schritt, dasselbe zu ändern. Trotz gegen Trotz! Die Herren in der Fichtegasse glaubten, ein Theater ohne ihre Mithilfe sei in Wien unmöglich? Da mußte ihnen doch das Gegenteil bewiesen werden. Und das ist redlich geschehen, denn wir leben und gedeihen nun übers Jahr und haben nicht nur den Einfluß der Gegnerschaft, sondern auch den Bann des Totschweigens der 'Neuen Freien Presse' beim Publikum gebrochen.

Im Laufe dieses Jahres aber haben sich die Beschwerdebriefe aus dem Wiener Theaterpublikum über den Mangel eines Repertoires in der 'Neuen Freien Presse' auf meinem Schreibtisch zu Bergen gehäuft, und ich mußte jeden dieser Briefe dahin beantworten lassen, daß dies nicht meine Schuld, sondern ein Akt der Bosheit jenes Blattes sei gegen unser Unternehmen. Wenn alle, die daraufhin versicherten, das Abonnement der 'Neuen Freien Presse' aufzugeben, ihr Wort gehalten haben, so hat dieses Blatt mindestens

1000 Abonnenten verloren aus Strafe für die Brutalität, die es nicht an uns, sondern an seinen Lesern durch ein ganzes Jahr verübte. Der Verlust dieser 1000 Abnehmer scheint der 'Neuen Freien Presse' nun allerdings so gleichgültig zu sein, wie mir ihr Verhalten gegen unser Theater vom ersten Tage an war. Aber sollte dieses feindselige Verhältnis, das lediglich durch die Überhebung und Unduldsamkeit der 'Neuen Freien Presse' entstanden war, denn immer fortdauern? Sollte sich nicht ein Weg zur Anbahnung eines neutralen Verhältnisses finden? So fragte ich mich, nachdem unser Theater sein erstes Jahr siegreich hinter sich hatte. Und ich war so naiv, anzunehmen, daß die Gemüter auf der gegnerischen Seite sich bereits etwas beruhigt hätten über die unabänderliche Tatsache, daß ein dem Einfluß der Clique völlig entrücktes Theater in Wien möglich ist. Und ich beschloß, aus Rücksicht für die zahlreichen Freunde unseres Theaters, die leider noch immer Leser der 'Neuen Freien Presse' sind, den einzigen Weg zu betreten, der für mich keine Kapitulation bedeutete und der die 'Neue Freie Presse' zu nichts verpflichtete: ich inserierte meinen Spielplan allsonntäglich in der 'Neuen Freien Presse'. Auf einen Tausender jährlich sollte es mir nicht ankommen. Und viermal wurde mein Inserat anstandslos aufgenommen. Beim fünftenmal beanstandete man die Erwähnung der Tatsache, daß unsere »Sneewittchen«—Vorstellungen stets ausverkauft seien. Ich legte kein Gewicht auf die Feststellung dieser Tatsache in der 'Neuen Freien Presse', und das Inserat erschien. Doch nun kam Ihre böse Notiz über die Käuflichkeit der 'Neuen Freien Presse' auch für den Direktor eines »antisemitischen« Theaters, wenn er als Inserent käme.

Und jetzt ist es aus, ganz aus! Ohne Angabe von Gründen wurde mein sechstes Inserat abgelehnt, ein— für allemal abgelehnt! Sie haben das Gewissen dieses Blattes wachgerüttelt, und wir werden jetzt wieder so tief verachtet wie früher. Die christlichen Dienstmädchen, die in der 'Neuen Freien Presse' christliche Herrschaften suchen, die Seebäder, die nur christliche Kurgäste wünschen, sie alle werden nun wohl aus der 'Neuen Freien Presse' verschwinden müssen, und sie wird fortan nur jenen Masseusen in ihrem Inseratenteil Unterschlupf gewähren, die Jud und Christ mit gleicher Liebe bedienen.

Vielleicht haben Sie mehr Freude über dieses Ergebnis Ihrer Notiz als ich. Mir persönlich hat die 'Neue Freie Presse' niemals etwas bedeutet, aber jener große Teil des Wiener Publikums, der seine Informationen über alles, was in Wien vorgeht, aus diesem Blatte schöpft, kann und darf mir als Theaterdirektor nicht gleichgültig sein. Und dieses Publikum erfuhr nie, was in unserem Theater vorging, es lebte bis zum Erscheinen meines ersten Inserates zum großen Teil in dem Glauben, wir hätten überhaupt kein Repertoire, wir wüßten von einem Tag auf den andern nicht, was wir spielen sollen. Wenn sich dieses Publikum nun auch ferner um sein gutes Recht, über alles Wissenswerte unterrichtet zu werden, schnöde betrügen läßt, dann geschieht ihm nicht mehr als es verdient. Aber erfahren soll dieses Publikum, unter dem sich wohl tausende christliche Familien befinden mögen, in welcher brutaler Weise die 'Neue Freie Presse' sich selbst als ein jüdisches Unternehmen in diesem Falle aufgespielt hat. Nichts trennt dieses Blatt

von uns als der politische Haß gegen die christliche Partei, die den Baugrund für das Theater gespendet und dessen Entstehen ermöglicht hat. Wie abgrundtief muß dieser Haß also sein, denn die 'Neue Freie Presse' schweigt umsonst und redet selbst »nicht ums Geld« von uns!

Möge sie es tun. Der Triumph unseres Theaters wird dadurch nur noch größer werden. Denn nichts kann diesem hochmütigen, unduldsamen Blatte schmerzlicher sein als die Tatsache, daß in Wien ein Theater möglich war trotz seiner Gegnerschaft und daß dieses Theater, obwohl es von der 'Neuen Freien Presse' totgeschwiegen wurde, im ersten Jahr seines Bestandes von mehr als einer halben Million Menschen besucht worden ist.

Genehmigen Sie, sehr geehrter Herr Kraus, den Ausdruck meiner ganz besonderen Wertschätzung.

Der Direktor des Kaiserjubiläums—Stadttheaters:
Adam Müller—Guttenbrunn.

Ich habe dieser spontanen Zuschrift Raum gegeben, weil sie einen un-
gemein wertvollen Beleg für die Gesinnungen bildet, die in allen Lagen für die
'Neue Freie Presse' maßgebend sind, und weil sie bestätigt, was ich ohne jede
»Information«, bloß in Kenntnis der wahren Natur des Blattes, über dessen
Verhältnis zum Jubiläumstheater niedergeschrieben hatte. Ich bin nicht ge-
willt, in die Begeisterung einzustimmen, in die Herrn Müller—Guttenbrunn
die Erfolge seines Theaters augenscheinlich versetzen, bin weit entfernt, die
Zugkraft der »Teufelsmühle am Wienerberg« für ein erfreuliches Symptom
der Entwicklung des Wiener Kunstgeschmacks zu halten. Aber unumwunden
spreche ich aus, daß die schikanöse und niedrige Art, in der die Cliquespres-
se das unleugbare finanzielle Gedeihen des neuen Theaters aus der Welt lü-
gen wollte, in der Reihe jener politischen Albernheiten, die in Wien den Anti-
semitismus so sehr gefördert haben, wohl die albernste ist. Daß ein Theater
nicht von einer Finanzkoterie, sondern ausnahmsweise aus kommunalen Mit-
teln subventioniert, daß es jenen schlimmen Einflüssen, die den Ruin der Wie-
ner Vorstadtbühne beschleunigt haben, entzogen, daß sein Zuschauerraum
nicht durchaus von dem gewissen schwärzlichen Gewimmel der Volkstheater
— und Carltheaterpremierer erfüllt sein sollte, schien den Herren von vorne-
herein ein ungesunder Gedanke. Man konnte sich gegen die Existenz eines
Theaters, das den Reinertrag keiner einzigen Vorstellung an die »Concordia«
abzuführen gesonnen war, nicht anders wehren, als indem man es rechtzeitig
als parteiantisemitisches Unternehmen verschrie.

Das Theater hat sich auf den Weg, der ihm durch das Treiben der Geg-
ner vorgezeichnet war, nicht drängen lassen. Es hat, da den heimischen Thea-
terboden eine jahrzehntelange Reporterherrschaft verwüstet hat und die ver-
schüchternen Talente, denen die siegreiche Konkurrenz der Literaturjobber
jede Aussicht genommen hatte, nicht sofort herbeiströmten, das alte Reper-
toire der Vorstadtbühne — nicht immer das beste — gepflegt. Das von der
rachsüchtigen Presse geschickt erzeugte Odium des Parteitheaters war auch
nicht sonderlich geeignet, neue und unabhängige Männer anzulocken. Immer-
hin hat schon das erste Jahr zwei beachtenswerte Stücke gebracht, »Liebes-
heirat« von Frau Baumberg und »Tiberius Gracchus« von Barth, einem mit
Wiener Verhältnissen nicht vertrauten deutschen Gelehrten, der sehr erstaunt
war, als man ihm erklärte, daß die flegelhaften Urteile der Wiener Presse
über sein feines Römerstück der Abneigung gegen den — Antisemitismus ent-
stammten ...

Gewiß, mit Regie und Ensemble hat sich das Stadttheater noch nicht in die vorderste Reihe der deutschen Bühnen gestellt. Aber es wäre wahrhaftig nicht erstaunlich, wenn hier das Niveau ein weit niedrigeres wäre, als es tatsächlich ist. Wie soll ein Direktor Schauspieler bekommen, wenn er ihnen vor Antritt des Engagements eröffnen muß, daß sie das eine Blatt grundsätzlich »verreißen«, daß ihr Name von dem andern überhaupt nicht genannt werden wird? Welcher lobesdurstige Mime läßt sich so leicht einem Theater verpflichten, auf dessen Freiplätzen bei Premieren ein paar mürrische Herren herumlungern, die von ihren Chefs zum Tadeln hineingeschickt worden sind? Ein Wiener Antisemitenblatt hat vor einem Jahr erzählt, der Kritiker der 'Neuen Freien Presse' habe einem Funktionär des Stadttheaters gegenüber sein Entzücken über die gelungene Vorstellung ausgesprochen, aber auf die erstaunte Frage, warum denn »der Herr Doktor« dieser Meinung bloß ihm vis à vis und nicht auch in seinem Blatte Ausdruck leihe, achselzuckend erwidert: »Ja sehen Sie, *das darf* ich nicht!« Diese schwere Beschuldigung, die niederschmetternder als der Vorwurf des Winterrockdiebstahls wirkt, weil sie den Journalisten auf einem ihm näherliegenden Terrain trifft, weil sie beim Kritiker bewußten und eingestandenen Verrat seiner Meinung für Geschäftszwecke seiner Auftraggeber annimmt, ist bisher nicht widerlegt worden. Beschimpfungen eines gegnerischen Blattes mag einer, der sich mit der Verschlechterung des öffentlichen Tons abgefunden hat, ruhig über sich ergehen lassen. Aber darf selbst der notorische Gewohnheitsverleumder ungestraft entehrende Fakten gegen irgendwen vorbringen? Dem 'Deutschen Volksblatt' ist bis heute nicht einmal eine Berichtigung zugekommen.

Ich habe die Phasen, die die Wiener Presse in ihren Gefühlen für Herrn Müller—Guttenbrunn durchgemacht hat, aufmerksam verfolgt, und ich habe den früheren Leiter des Raimundtheaters getadelt, als die Clique sich in orgiastischer Begeisterung für den Mann erging, der damals noch Mitglied der »Concordia«, Logenbruder und auf dem besten Wege war, im Kampfe gegen ein paar Mariahilfer Spießler zum »Märtyrer« zu werden. Die »Concordia« feierte ihn in Kundgebungen, die 'Neue Freie' in spaltenlangen Berichten über die Ereignisse im Raimundtheater; er war der genialste Direktor, der beste Regisseur. Welch ein Umschwung, als sich eines Tages die Kommune entschloß, den Grund für ein Theater zu spenden, und als Herr Müller—Guttenbrunn auf den Direktorposten dieses Theaters berufen ward! Eine mit keinem guten Wort zu beschwichtigende Wut brach auf allen Linien los. Und da Herr Müller—Guttenbrunn nahe daran war, sie mit barem Gelde zu besänftigen, hat ein unvorsichtiges Wort von meiner Seite die Beziehungen, die sich zwischen dem Jubiläumstheater und der 'Neuen Freien' spannen, durchschnitten.

* * *

Herr Brandes, der insofern bei der Jahrhundertwende in Frage kommt, als er einer der überschätztesten Schriftsteller des verflossenen ist, hat jüngst mit einem seltsamen »Rückblick« die Feuilletonspalten unseres Weltblattes geschmückt. Hatte Herr Nordau, der ihm voranging, in seiner bekannten zyklischen Art Banalitäten ins neue Jahrhundert geschleudert, so trug sie Brandes in seiner höflichen und abgeklärten Weise wieder ins alte zurück. »Wie verhält es sich mit unserem Rechtsgefühl? *Läßt sich darauf bauen?*« fragt er bedächtig rückschauend den Leser der 'Neuen Freien' und liest ihm den Wunsch von den Augen, als Prüfstein die Teufelsinsel gewählt zu sehen. Und nun beginnt das »Rechtsgefühl« seine kaum überstandenen Orgien von neuem zu leiern. »Gewaltigstes, ergreifendstes Heldengedicht« und »großar-

tigstes Verbrecherdrama«; lauter »Heroen« und lauter »Jagos«; »edle Gefühle, tapfere Handlungen, mächtige Gedanken« und »Niedrigkeit, Lüge, Laster«; »Lichtgestalten, Märtyrer, Engel« und »Krokodile, Tintenfische mit greulichen Fangarmen, Haie«; »Henker der Inquisition« und »stolze, leuchtende Gestalten wie Reinach, Yves Guyot, Trarieux, Georges Clemenceau usw.«. In der Tat, so heißt die »Ehrenwacht der Wahrheit und Gerechtigkeit«, so heißen die stolzen, leuchtenden Gestalten, die Herrn Brandes im verflochtenen Jahrhundert begegnet sind. Von Herrn Clemenceau, dem Verwandten unseres Freiheitskämpfers Szeps, schwärmt er ganz besonders, und der Schmutz der Reinach und Yves Guyot leuchtet ihm durch die Finsternis der französischen Reaktion. Auf unserem Rechtsgefühl lässt sich also bauen, — ein Panama—Kanal sogar ...

Herr Brandes kann vom moralischen Leben seinen Blick beruhigt dem Geistesleben zuwenden. Der Kosmopolit hat allüberall der größten Männer Umgang genossen. Renan, Taine, Speneer, Swinburne, Gottfried Keller, Nietzsche, Ibsen — sie alle hat er persönlich gekannt, und er legt jetzt einen förmlichen Rechenschaftsbericht ab: über »entscheidende Anregungen«, »Förderungen«, »Einführungen« oder bloße »Begegnungen«. »In Österreich lernte ich die Besten kennen«, schreibt Herr Brandes. Während er sich nämlich in Frankreich mit Taine, in England mit Spencer, in Deutschland mit Nietzsche begnügen mußte, kamen ihm in Österreich gleich Arthur Schnitzler, Richard Beer—Hoffmann und Hugo v. Hofmannsthal entgegen. Im Salon Wertheimstein oder bei Todesco hat er nur die drei kennen gelernt. Weitere Säkularmenschen unserer Literatur, wie z. B. Adolf Donath, dessen lyrischem Gestammel er doch eine kritiklos begeisterte Einleitung geschrieben, nennt er nicht. Dafür trägt er für Deutschland die Bekanntschaft Hauptmanns, Sudermanns und Fuldas nach, der »ausgezeichnetsten Dramatiker«, wie er die drei mit unheimlicher Charakteristik bezeichnet. Ja, mit Herrn Sudermann scheint ihn eine besonders angenehme Erinnerung zu verknüpfen. Der große dänische Essayist hat nämlich in Berlin über die Premiere von »Johannes« eine Nachtkritik für den 'Localanzeiger' geschrieben. Auch der 'Frankfurter Zeitung' hat er öfters Beiträge geliefert, z. B. Privatgespräche, die er bei einem Mittagmahl in Berlin, zu dem etliche Berühmtheiten zusammengespannt wurden, mit Herrn Bebel geführt, Äußerungen, die nie gefallen wären, wenn der Sprecher geahnt hätte, daß der neben ihm sitzende Literaturhistoriker ein Reporter sei ... Der betriebsame Mann wird in der Reihe der Klaar, Necker, Münz, Lothar und sonstigen liberalen Ästhetiker bald nicht mehr auffallen. Er sollte häufiger an der 'Neuen Freien Presse' mitarbeiten, in deren Feuilleton teil er zwischen Nordaus Gewalttätigkeiten und Herzls Sentimentalitäten die richtige Mitte einhalten würde. Die Chefs des Blattes fühlen sich zu ihm hingezogen und haben sogar, da er einmal nach Wien kam, ihm zu Ehren ein Bankett bei Sacher veranstaltet. Sie hatten nämlich erfahren, daß er ursprünglich Brandeis hieß ...

* * *

[*Südbahnglück.*] Der gestrige Nacht—Schnellzug ist vormittags in Triest eingetroffen.

* * *

Der Geschlechtsbestimmer *Schenk* ist abgetan. Die medizinische Fakultät wird aber, wofern sie sich nicht durch das dumme Geschrei des 'Wiener

Tagblatt' beirren läßt, einsehen, daß ihrem Reinlichkeitsbedürfnis noch lange nicht Genüge geschehen ist. Sie darf's bei der Entfernung des Mannes, der Wissenschaft und 'Correspondenz Wilhelm' in allzupeinliche Verbindung gebracht, nicht bewenden lassen. Nun gilt es, feinere Reklamefäden zu zerschneiden Die Privatpraxis gewisser Herren muß untersucht und vor allem das blühende Sanatoriumsgeschäft endlich einer eingehenden Kontrolle unterzogen werden. Eines Verdachtes freilich kann man sich auch im Falle Schenk nicht erwehren, Wenn die Zarin im Vorjahre zufällig eines gesunden Knaben genesen wäre, hätte die medizinische Fakultät auch dann gefunden, daß das Vorgehen des Professors Schenk die Würde der Wissenschaft und das Ansehen des ärztlichen Standes schädige? Herr Schenk hätte die Nachricht von seiner Assistenz am russischen Hoflager wahrlich nicht dementiert, und der nunmehr sanktionierte Zeitungsruhm hätte ihm den jähen Austritt aus dem Kreise der stolzen Träger wissenschaftlichen Bewußtseins erspart.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Zahlreichen Einsendern. Über das Chaos, das die Einführung der Kronenwährung in den postalischen Verkehr hervorgerufen hat, über die einem Staatsstreich ähnliche Erhöhung des Posttarifs und über die Geschwindigkeit, mit der Herr Kniazjolucki — oder heißt der Mann augenblicklich Jorkasch? — die »fehlende Bedeckung« für den Entgang der Zeitungsstempelsteuer gefunden hat, brauche ich nicht mehr viel Worte zu verlieren. Es ist eine traurige Tatsache: Wir haben es jetzt mit einem scheu gewordenen Amtsschimmel zu tun. Sie alle schildern die drollige Suche nach der 1—Heller—Marke, diesem herzigen Neugeborenen des Fiskus, und beklagen die beispiellose Konfusion, die unter den armen Beamten und Beamtinnen platzgegriffen hat. Wie oft mag man in diesen Tagen an den Schaltern den Ruf »Echt österreichisch!« vernommen haben, — auch aus dem Munde von k. k. Beamten! Posttaxtarife sind wohl noch immer nicht erhältlich, und der Andrang der »Posttaxtarif—Anwärter« — neuester Wiener Typus — vor jedem Schalter soll Szenen wie beim »Einlaß zum alten Burgtheater« aufweisen. Auch für die 1—Heller—Marken muß man »sich anstellen«. Bezüglich der auffallenden Erhöhung der Rekommandationsgebühr für Lokobriefe scheint mir die von dem Einsender B —r geäußerte Anregung beachtenswert, kleinere sonst zu rekommandierende Briefe auf Postanweisungen zu schreiben, indem man 1 oder 2 Heller »aufgibt«. Die kommen dann dem Empfänger zugute, — und man erspart 8 ½ Kreuzer = 17 Heller. Freilich entsteht da eine neue Schwierigkeit: die alten Postanweisungen dürfen nicht benützt werden, und die neuen, die jetzt eingeführt wurden, sind nicht zu haben. Wenn der Fiskus ein kleines Nebengeschäft machen will, möge er eine Vorverkaufsgebühr einheben.

Severus Verax. Ich komme gelegentlich gerne auf Ihre Sache zurück. Bis dahin könnten Sie mir wohl Ihren Namen mitgeteilt haben.

Flügelradler. Mitteilungen höchst willkommen.

Die übrigen Antworten mußten für die nächste Nummer zurückgelegt werden.

Den zahlreichen wohlmeinenden Briefstellern und allen Sendern stets willkommener Mitteilungen meinen besten Dank.